

Badische Landesbibliothek

VORTRÄGE

9



Umschlagbild:

Älteste in Holz geschnittene Schulszene.

**Wohl als Zierleiste verwendet und gedruckt
bei Martin Flach um 1473 in Basel.**

**Druck im Besitz der Badischen Landesbibliothek,
Karlsruhe**

PROFESSOR DR. VOLKER SCHUPP

POETISCHE GIPFELSTÜRMER

**Die literarische Erstbesteigung
der Schwarzwaldberge**

Vortrag

gehalten zur Eröffnung der Ausstellung
"Johann Peter Hebel - Eine Wiederbegegnung
zum 225. Geburtstag" am 27. September 1985
in der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

CIP - Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Schupp, Volker: Poetische Gipfelstürmer: d. liter. Erstbesteigung d. Schwarzwaldberge ; Vortrag zur Eröffnung der Ausstellung "Johann Peter Hebel - eine Wiederbegegnung zum 225. Geburtstag" am 27. September 1985 in der Bad. Landesbibliothek Karlsruhe/Volker Schupp. - Karlsruhe: Bad. Bibliotheksges., 1985.

Vorträge/ Bad. Landesbibliothek ; 9)

ISBN 3-89065-010-4

NE: Ausstellung Johann Peter Hebel - eine Wiederbegegnung zum 225. Geburtstag <1985, Karlsruhe>;
Badische Landesbibliothek <Karlsruhe> Vorträge

Nimmt man die römischen Schriftsteller beim Wort, so muß man annehmen, daß ihnen und ihren Landsleuten der Schwarzwald als einheitliches Gebilde entgegengetreten ist, denn so, als Hercynia silva, haben sie ihn von Caesar und Tacitus bis Kaiser Julian der Nachwelt überliefert. In der Sicht der späteren Epochen hat er sich zunehmend differenziert.

Wer heute von ihm redet, faßt ihn kaum mehr als ein kompaktes Verkehrshindernis, das er ja nur für den Blick von ganz weit her gewesen ist, sondern er sieht Teile mit eigenem Charakter (also Nord- und Südschwarzwald, Hotzenwald usw.), er sieht Täler und Berge. Die zunehmende Ausdifferenzierung der Berghöhen könnte der Namenforscher wohl an dem unterschiedlichen Alter der Bergnamen ablesen, von denen übrigens - von den prägnanten Ausnahmen wie "Belchen" und "Kandel" abgesehen - der größte Teil relativ jung ist.

In die Literatur eingegangen - etwa als Katalysatoren unterschiedlicher literarischer Äußerungen - sind die Schwarzwaldberge später, als man gewöhnlich denkt. Johann Peter Hebel hat einen bedeutenden Anteil an dem Aufbau dieser geistigen Atmosphäre, und so ist es sicherlich angebracht, heute zu seinem Gedenken, bei der Eröffnung der Ausstellung, die zu einer Wiederbegegnung führen soll, über - sozusagen - literarische Erstbesteigungen zu sprechen.

Das Material ist noch nicht zusammengestellt. Es kann also sein, daß Sie, meine sehr verehrten Damen und Herren, für die südwestlichen Erderhebungen andere Eintrittspforten in das literarische Bewußtsein kennen als ich, oder jedenfalls als ich hier erwähne. Dem sollte man kein größeres Gewicht beimessen, denn ich kann ohnehin nur auswählen.

Ich wähle eine markante Literaturstelle vor Hebel aus, die nach meiner bisherigen Kenntnis auch die älteste ist, sie stammt von Hans Jakob Christoffel von Grimmelhausen aus dem Jahre 1669, und ich schließe

mit einer aus späterer Zeit, von Emil Gött, aus den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts.

Alle sind übrigens völlig unabhängig voneinander. Kein Späterer hat die Vorgänger gekannt oder ihnen zumindest keinen prägenden Einfluß eingeräumt. Die Konstanten und Variablen liegen also in den persönlichen und örtlichen Gegebenheiten, d.h. in der Natur der Sache und in der Natur des Erlebnisses bzw. des Erlebenden begründet - und darauf soll es hier ankommen.

Um aber einen typischen Ausgangspunkt zu haben, wollen wir uns kurz der ersten europäischen literarischen Bergbesteigung zuwenden, die jedem Literaturstudenten zumindest dem Namen nach bekannt ist, Francesco Petrarcas Besteigung des Mont Ventoux (Mons Ventosus). Natürlich ist damit nicht gemeint, daß der Berg als Gegenstand der Realität hier überhaupt erst in die Literatur eintritt, ich brauche Sie neben den historiographischen Berichten über die Besteigung einiger Alpengipfel nur an die Berge der Bibel zu erinnern, die unterschiedliche Einzel-funktionen haben, zusammen aber ein Bedeutungsgeflecht bilden, das als kaum wahrgenommene Folie den späteren Anschauungsformen zugrundeliegt: Auf dem Berg Ararat versichert Gott den Insassen der Arche Noah den neuen Frieden zwischen ihm und den Menschen; das Gesetz des Dekalogs bringt Moses vom Sinai; auf dem Berg Tabor erleben Apostel die Verklärung; auf einen Berg aber führte auch der Teufel Jesu, um ihn zu versuchen, er zeigte ihm alle Länder - die Versuchung liegt also im Fernblick! - Jesus ging aber auch 'in montem', wenn er den Leuten aus dem Weg gehen oder allein beten wollte. Und im Bildbereich der Psalmen gibt es verbrannte Berge, die vielleicht die zerstörten Gipfel des Südschwarzwaldes in Hebels "Vergänglichkeit" präfigurieren: sicut ignis qui comburit silvam et sicut flamma comburens montes

(Ps.82,15) - wie das Feuer, das den Wald verzehrt,
und die Flamme, die Berge verbrennt...

...Der Belche stoht vercholt,
der Blauen au, as wie zwee alti Türn,
und zwische drinn isch alles use brennt,
bis tief in Boden abe...

und weiter

und seisch dim Kamerad, wo mitder goht:
"Lueg dört isch d'Erde gsi, und selle Berg
het Belche gheiße!"

Auf den 26. April 1336 datiert Francesco Petrarca selbst die Besteigung des großen Berges im Land seiner Kindheit. Zwar 1304 in Arezzo geboren, war er doch in der Gegend von Avignon aufgewachsen, wo sein Vater Notar am Päpstlichen Hof war. Der lange gehegte Plan der Besteigung wurde nach Abschluß des Studiums ins Werk gesetzt, Petrarca wäre also noch nicht 32 Jahre alt. Der Bericht in einem Brief hat einen strengen und damit für uns bedeutenden Aufbau, den ich hier kaum wiedergeben kann. Seine Existenz ist aber für die Deutung wichtig.

Als Motiv seines Handelns gibt Petrarca an, er habe die Begierde (cupiditas) gehabt, den Berg durch Augenschein kennenzulernen. Auf dem Gipfel angekommen, ist er etwas verwirrt (stupenti similis), dann vermerkt er erstaunt die Wolken zu seinen Füßen.

Wenn er zum Schluß sagt: Es gehe nicht darum, die Höhen der Erde unter die Füße zu bekommen, sondern die 'terreni impulsus', das irdische Begehren, wird die Besteigung durchscheinend auf einen Hintersinn hin. (Diese Bergbesteigung hat übrigens auch schon einen literarischen Vorgänger und nennt ihn: Philipp von Macedonien bestieg den Hämus in Thessalien, weil man behauptete, von dort könne man zwei Meere sehen, die Adria und das Schwarze Meer - so berichtet Livius).

Als Begleiter wählte Petrarca seinen jüngeren Bruder, der ihn, nachdem die beiden sich drei Mal

getrennt hatten und Petrarca jeweils den weiteren, bequemeren Weg gewählt hatte, der Bruder aber den schmalen aber richtigen, schließlich auf das Gleichnis im Evangelium hinwies, das Gleichnis von den zwei Wegen, an das der Leser natürlich schon gleich gedacht hat. Vom Berggipfel schaut Petrarca zuerst in Sehnsucht nach dem Vaterland, erst nach Italien, darauf folgen nach des Augustinus Gedanken über die Zeit Betrachtungen über die eigene Vergangenheit und die Zukunft.

Als die Sonne sich neigte und der Abstieg bevorstand, blickte er nach Gallien, er freute sich an der Schönheit des Irdischen und erhob die Seele und schaute jetzt in ein mitgetragenes Taschenbuch (*pugillare opusculum perexigui voluminis sed infinite dulcedinis*), ein Büchlein mit Augustins "Confessiones", wo er ganz zufällig auf folgende Stelle stieß: "und es gehen die Menschen, zu bestaunen die Gipfel der Berge und die ungeheuren Fluten des Meeres und die weit dahinfließenden Ströme und den Saum des Ozeans und die Kreisbahnen der Gestirne, und haben nicht Acht ihrer selbst."

Der Satz löst in ihm den Zorn über sein eigenes Verhalten aus. Wie einst die Heiligen Augustinus und Antonius durch den Appell einzelner Sätze, die ihnen bei der Lektüre zufällig oder durch Gottes Fügung aufstießen, so wird auch er bekehrt.

Es glaube wer will, daß Petrarca tatsächlich ein Manuskript der "Confessiones" auf seiner eintägigen Wanderung mitgeschleppt und gleich die richtige Stelle aufgeschlagen hat. Es glaube wer will, daß sich der Ermüdete und Hungrige nach dieser harten Bergwanderung hinsetzte, um einen kompositorisch dermaßen ausgetüftelten und stilistisch ausgefeilten Brief zu schreiben, während die Diener das Essen bereiteten. Ich schließe mich also denen an, die den Brief um 20 Jahre später datieren als Petrarca selbst, adressiert an einen dann allerdings längst

gestorbenen Augustinermönch, Dionigi da Borgo San Sepolcro. Das soll aber nicht heißen, ich wolle abstreiten, daß Petrarca die Besteigung des Mont Ventoux tatsächlich und meinetwegen auch zur angegebenen Zeit unternommen hat. Doch ist der Brief ein Kunstbrief, die Besteigung eben der Anstoß zu einer psychologischen Darstellung, zu einer Bekehrung.

Der Autor benützt die irdische Realität als Gegensatz und Analogie ("zwei Wege") zur moralischen Darstellung, aber nicht ohne sie scharf wiederzugeben. Der erste Humanist zeigt sich hier in seiner Zwiespältigkeit, einerseits dem Erfordernis der Empirie und der selbsterkannten Ergriffenheit vom Anblick der Landschaft hingegeben, andererseits Erbe mittelalterlicher Denkformen, in denen alles auch 'moraliter', d.h. auf einen geistlichen Sinn hin transparent werden kann. Wir Heutigen haben Mühe zu sagen, worauf es in diesem Brief ankommt, auf die Bergbesteigung oder auf die Bekehrung. Neuzeitlicher literatur- und geistesgeschichtlicher Blick sieht das noch nie dagewesene Ereignis in der Literatur der Gipfelbewinger, also in Petrarca den humanistischen Empiriker. Die Zeitgenossen dürften sich eher für die *Conversio* des Augensüchtigen auf dem hohen Berg interessiert haben.

Um so bedeutsamer stellt sich in diesem Zusammenhang unser erster Schwarzwaldtext dar. Der große Erfolg, das Publikumsbedürfnis nach weiteren abenteuerlichen Erlebnissen der Hauptperson und das finanzielle Interesse des Verlegers machten im selben Jahr 1669, in dem Grimmelshausens "Abenteuerlicher Simplizissimus deutsch" erschien, noch eine "Fortsetzung und Schluß des abenteuerlichen Simplicismi" notwendig, die dann als 6. Buch angehängt wurde. Hier zieht sich der Held als Einsiedler auf ein "hohes Gebürg" zurück. Es ist, entsprechend dem Erlebnisbereich seines Autors, die Moos zwischen Rench- und Kinzigtal,



Johann Peter Hebel.
Alabasterrelief (1808) von Landolin Ohlmacht (1760–1834).
Stadt Schopfheim.

"so ein Stück vom Schwarzwald: und überall mit einem finstern Dannenwald überwachsen ist". Dort hat er die Aussicht, die man etwa heute vom Mooskopfturm aus genießen kann, so daß man annehmen muß, der Gipfel sei damals kahl gewesen oder habe einen Hochsitz getragen. Simplizissimus sieht gegen Aufgang ins Oppenauer Tal und dessen Neben-Zinken, gegen Mittag ins Kinzigtal und die Grafschaft Geroldseck, gegen Niedergang ins Elsaß und gegen Mitternacht in die niedere Markgrafschaft Baden. "Den Rheinstrom hinunter; in welcher Gegend die Stadt Straßburg mit ihrem hohen MünsterThurm gleichsam wie das Hertz mitten mit einem Leib beschlossenen hervorpranget" (S.471).

Obwohl Teil eines Romans, ist die Darstellung doch die einer gesehenen Realität. Für das erlebende Ich stellt sich der Berg aber gerade entgegengesetzt zu seiner eremitischen Intention dar. Nicht wie bei Petrarca wird der Erlebende auf sich selbst zurückgeworfen, sondern er "delectirte" sich mehr, als er "eyferig betete". Er öffnet die Augen und Ohren nicht nur auf natürliche Weise, was ja schon sündhaft genug ist, er benutzt sogar ein Perspectiv, und nachts, als es ihm nichts mehr nützt, ein selbst-erfundenes Hörinstrument. Der Berg verliert seinen Charakter als Retraite, die Leute kommen den Einsiedler besuchen und bringen ihm Nahrung im Überfluß; der ist nur noch ein Heuchler oder "Heiliger Schalk".

Die Konversion ist zur Perversion geworden. Durch seinen Rückzug aus der Welt verbindet sich Simplizissimus nur um so lästerlicher mit ihr. In der Umkehrung des bekannten Rückzugsmotivs würde man erkennen können, daß trotz aller Ingredienzien mittelalterlicher Denkvorgänge im Simplizissimus-Roman das Mittelalter sein literarisches Ende gefunden hat.

Johann Peter Hebel ist zwar eher der Dichter

des Vorlandes als des eigentlichen Schwarzwaldes, aber es gibt auch dort Berge und Höhen, die einem gleich einfallen, wenn man an seine Umwelt denkt. So kann kaum einer, der es je gehört hat - es sei denn, er verweile täglich dort - an Schloß Bürgeln vorbeikommen, ohne daß sich "Z'Bürgeln auf der Höh" ins Gedächtnis drängt.

Der Feldberg, allerdings nur von der Todtnauer Seite her, verfügt bei Hebel über eine mythische Geisterbevölkerung - "Todtnau's Chnabe wüsses's wohl" - Geister, wie der Dengelegeist und der grasmähende Engel, das Gespenstli, das dem Mambacher Mädchen helfend den Todesbecher reicht, und der Puhuh mit seinen großen feurigen Augen. Das ist eben die Ecke des Feldbergs, wohin man sich vom Todtnauer 'Adler' aus verirren kann, wenn man zu tief ins Glas geschaut hat ("Geisterbesuch auf dem Feldberg").

Damit sind wir mitten in das poetisch-mythisch bevölkerte Reservat der "Allemannischen Gedichte" gekommen. Es ist die Mythologie, die der Aufklärer Hebel in seiner Dichtung bewußt einsetzt. Sucht man aber nach Hebels eigentlichen inneren Beziehungen zu Bergen, so bieten sich eher hochsprachige Texte an.

Im August und September 1805 - die "Allemannischen Gedichte" lagen schon in der 2. Auflage vor, und der Name des Autors verbreitete sich - unternahm Hebel mit zwei Zöglingen, den Baronen Carl und Ernst von Menzingen eine Schweizerreise, zu der er selber das Reisejournal führte. Die Teile, die die Schweiz betreffen, wurden glücklicherweise 1900 in der Neuen Züricher Zeitung gedruckt, sonst könnte über sie ebenso wenig gesagt werden wie über das deutsche Teilstück von Karlsruhe über Offenburg, Villingen, Donaueschingen nach Schaffhausen. Das Manuskript ist nämlich derzeit nicht auffindbar.

Die Reiseroute macht es aber unwahrscheinlich, daß eine größere Bergbesteigung auf deutscher



Der Galden vom Untermünsterthal aus gesehen.

Seite zu erwarten gewesen wäre. In der Schweiz wird die Kutschenreise gelegentlich durch einen Fußmarsch unterbrochen, etwa "um wegen der Aussicht den Abend auf dem Albisberg zubringen zu können". Die Beschreibung des Ausblicks von der "Hochwache" ragt nicht weiter aus der damaligen Reiseliteratur heraus. Der Schluß auf den Schwarzwald kann also nur der sein, daß seine Berge dem Reisenden noch nicht interessant gewesen sein dürften: die Alpen allein befriedigten die ästhetischen Höhenbedürfnisse der deutschen Reiseliteratur jener Zeit.

Hebel war zwar in der Lage, die Berggeister des Feldbergs in seinem Gedicht zu verlebendigen, im täglichen Leben bot ihm der Feldberg offenbar auch keine weiteren Attraktionen, als ihn etwa in ein staatspolitisches Rätsel zu bannen zur Belustigung seiner Rätselrunde.

Täglich bewirt' ich die Hirten und nächtlich
grausige Geister
Schnee bedeckt mir das Haupt, Wolken hüllen
es ein.

Wer kann Berge versetzen? Napoleon kann es,
der Starke.

Einst stand ich in Österreich, jetzo im badischen
Land (R.26).

Sollten die Reisenden ihn tatsächlich besucht haben, dürfte das Protokoll kaum reichhaltiger ausgefallen sein, als etwa die Beschreibung Martin Gerberts (*Historia Nigrae Sylvae*, 1783), der sich fast ein halbes Jahrhundert früher mehr mit der Qualität der Viehweide und der menschenvertreibenden Kälte beschäftigt hatte als mit der "ungemein angenehmen" Aussicht auf "krümmende Flüsse, Wälder, Städte, Dörfer und was nicht mehr."

Der Herausgeber des Reisejournals, ebenfalls etwas enttäuscht von der großen Diskrepanz zu den alemannischen Gedichten, sieht darin den Beweis,

"daß der beste Dichter wenig mehr taugt, sobald er in den Hofmeister gesteckt wird." Zu berücksichtigen ist aber auch die Gattung des Reisetagebuches und für das Fehlen der Schwarzwaldberge deren noch prä-touristischer Status.

Der Eintritt des Belchen als des am meisten 'poetischen' Schwarzwaldberges und Hebels als eines pantheisierenden Naturlyrikers in die deutsche Literatur vollzog sich auf andere Weise als durch protokollarische Reise- oder Wanderbeschreibungen.

Freilich eine, oder besser zwei Wanderungen zusammen mit dem Freunde Hitzig gingen der poetischen Produktion voraus.⁴⁾ Die beiden wanderten im Sommer 1791 anscheinend auch botanisierend (vgl. Brief 22) zum Belchen, jedesmal auf einem anderen Weg. Dabei mußten sie mindestens einmal einen ortskundigen Begleiter heranziehen, so nah war die Bergbesteigung im Schwarzwald noch dem Alpinismus.

Das Biographische ist den Hebefreunden zu bekannt, als daß es hier in extenso dargestellt werden müßte. Vier Freunde bilden den sogenannten Proteuserbund - nach dem Verwandlungskünstler Proteus aus Vergils Georgica benannt - den eine gemeinsame Weltanschauung und Sondersprache, dazu noch eine antikisierende Übernamengebung von den umgebenden Philistern ("Schwabenhämmeln") abhob. Den Belchen haben offenbar nur Hebel und Friedrich Wilhelm Hitzig miteinander bestiegen, weshalb das hymnische Gedicht "Ekstase" einem Brief an Hitzig vom Dezember 1793 beiliegt.

Das nur schwer verständliche Werk birgt noch viele Probleme. Es ist Ausdruck einer gottesdienstähnlichen Verehrung des Nichts auf dem Belchen und der Empfindungen bei einem Flug durch das als Nichts gesehene Weltall. In der Altweggschen Hebelausgabe erweckt der Untertitel ("Phantasie über den Proteuskult von Hebel und J.W.Hitzig") den Eindruck, Hitzig sei Mitautor. Das kann aber

kaum der Fall sein.

Das Gedicht, dessen erste Fassung im Karlsruher Nachlaß noch heute unter der Rubrik "Wertloses" liegt, wird offenbar gerade wegen seiner hermetischen Unzugänglichkeit für die Literaturwissenschaft immer interessanter; eine schlüssige Gesamtinterpretation steht noch aus. Auch ich muß mich hier auf den hier relevanten Aspekt beschränken und versuche nur, die wesentlichen Gedankenbewegungen und das ekstatische Berggefühl nachzuzeichnen.

Aber selbst darin bleibt genug Problematisches. Die erste Fassung hat den Belchen im Mittelpunkt, was nicht heißt, daß sie dort konzipiert oder geschrieben sein muß. Die Reinschrift an Hitzig ist etwa drei Seiten länger. In dem zusätzlichen Teil werden zwar die genaueren topographischen Angaben zum Belchen gemacht - aber aus Karlsruher Perspektive. Das Zeichen  für Proteus kommt hier erstmals vor, die Komik ist ausgeprägter. Liegen zwei Konzeptionen vor, und gehört die eine noch ins Oberland?

Es säuselt und säuselt,-was säuselt so mild?
Es sauset und brauset,-was tobet so wild?
Wie wehender Morgenhauch flüstert
In Frühlings blumigem Haar,
Wie steigendes Flämmchen erknistert
Auf Proteus goldnem Altar,
So flüstert's
Und knistert's...

Der Anfang ist irritierend. Der Ort wird verschlüsselt angegeben: "Proteus goldner Altar". Wer kann merken, daß die Belchenkuppe gemeint ist? Oder ist das nur für die Wissenden, denn noch 1805 verwendet Hebel in einem Brief an Hitzig (Nr. 130) "Altar" als Ortsbezeichnung am Belchen ganz selbstverständlich? Über die Zeit wird eine falsche Assoziation erweckt ("wehender Morgenhauch"), es ist aber Mittag. Syntaktisch ist die Verwirrung

analog. Die unpersönliche Konstruktion ("es säuselt und säuselt..., es sauset und brauset") geht in Verben über, die keineswegs unpersönlich sind, denen aber hier das Subjekt fehlt. Wer "flüstert und erknistert?" - Wir werdens nie erfahren. Der Vergleich ist da, aber nicht das Vergleichene. Die Bewegung und das Geräusch, die so begonnen haben, steigern sich dann zum wilden Sturm und wallenden Ozean und schwächen sich wieder ab - bis zum heiligen Schweigen. Irgendwo muß ein Ich verborgen sein; denn es meldet sich nach einer kosmogonischen Reminiszenz: "Belchisches Gefühl belebt mich". Das ist in der Sondersprache der Proteuser zugleich das Gefühl des Wesentlichen ("belchisch = wesentlich", Wörterbuch des Belchismus).

Zur Mittagstunde erlischt der Schein der Sonne. Wieder umschauert Proteus das Ich, er wird nun durch eine Anrede des Schweigens als das Nichts erkennbar.

Du, der nicht war, als alles wurde,
-Und noch nicht ist - und niemals war,
Wenn alles nicht mehr sein wird, was da ist.

Hier nun beginnt ein Flug des Ich ins Nichts hinein zur Verehrung des Nichts als Proteus bei der heiligen Versammlung, die in der Proteusersprache Cosefelicet heißt. Wir befinden uns in den Regionen des nicht mehr Darstellbaren; Sprache und Bild sind in ihren Funktionen überfordert und versagen.

Kein Wort der Sprache sagt's
Kein Bild des Lebens malt's...

In diesem Augenblick werden nicht existierende Geister ("Abergeineter") eingeführt. "Aber-" ist die wesensnehmende Verneinung - das Nichts ist die "Aberwesenei" - es sind zugleich die Urproteuser, Vorfahren im Drang ins Nichts: Diogenes, Parmenides, Vergil, der Ewige Jude und der Scharlatan Cagliostro. Das Komische dringt hier deutlich in die Ekstase

ein. Die Verse

Wir traun auf deine Bude,

Cagliostro, ewger Jude!

entstammen einem "Rundgesang für die Schnellgläubigen", mit dem Johann Heinrich Voß 1787 Franz Anton Mesmer und seine Lehre vom tierischen Magnetismus verspottete. (Das hat Wilhelm Zentner zu Hebels Brief 83, in dem sie ebenfalls zitiert werden, nachgewiesen). Cagliostro, in die Halsbandaffäre verstrickt, der Alchimist, der aus Nichts Gold machen wollte, aber Gold in Nichts brachte, lebte damals noch verurteilt im Gefängnis. Aber das Komische, das uns Heutige vielleicht komischer vorkommt als den Betroffenen, da uns die Zeit der Geheimbünde und Studentenverbindungen einigermaßen fremd geworden ist, darf nicht über die Ideenformation hinwegtäuschen. Das Nichts mit dem komischen Einschlag erinnert an Jean Paul; bloß die Romane von Hebels Lieblingsautor wurden damals erst geschrieben. Im Nichts erscheint der zweite Ursprung des Gedichtes aufgespürt werden zu können, wenn man das "Belchische" als erstes Motiv nimmt. Außer Cagliostro und Vergil, statt ihrer aber Horaz, kehren die Urproteuser übrigens als Bezeichnungen der Zyklen des proteischen Jahres wieder, also in der privaten Zeitrechnung der Proteuser. Alle haben sie in irgendeiner Weise mit dem Nichts und der Ewigkeit zu tun. Gewöhnlich spricht man nur von Parmenides und seinem $\mu\eta\ \delta\upsilon$ (Nichts) nach der Rezension eines Buches von Victor Leberecht Plessing über die Philosophie des ältesten Altertums, erschienen in der Allgemeinen Literatur-Zeitung im Oktober 1790. Parmenides - so im Almanach des Belchismus (III/1) - habe dem $\mu\eta\ \delta\upsilon$ "zuerst eine befriedigende Theorie" gegeben, "die aber loco citato weder der Recensent noch der Verfasser versteht". Man muß sich also an das Nicht-Sein an sich halten, und hier hilft dem Verständnis Suchenden die Gestalt des Ewigen Juden Ahasverus weiter, dem, weil er

den nach Golgatha geschleppten Christus nicht vor seinem Schuhmacherladen ausruhen lassen wollte, die Gnade des Sterbens bis zum jüngsten Tag verweigert wurde.

Ahasverus war zu Hebels Zeit eine Sinnfigur, man vergleiche Goethes "Dichtung und Wahrheit" (15. Buch) und sein Gedichtfragment. Hebel bezieht sich auf Schubarts 1785 publizierte Gedicht. Dort steht der ewige Jude auf dem Berge Karmel und schleudert zornig die Totenschädel von Vater, Ehefrauen und Kindern vom Berg herab, die alle sterben durften außer ihm selbst. Hebel und Hitzig haben Felsbrocken ("Seustel") den Belchen hinabgerollt (Briefe 117 und 166). Ich möchte in dieser Handlung eine identifikatorische Geste sehen, jedenfalls bei Hebel, der sich auch noch detaillierter über die Berührungsstelle mit Schubarts Ewigem Juden äußert; er zitiert den Vers: "des Seyns Flammenpfeil durchstach mich" - die Worte, die der Ewige Jude ausrief, als er sich, von einer Klippe ins Meer gestürzt, schon vernichtet glaubte, aber wiederum weiterleben mußte.

In der 7. Strophe der "Ekstase" beginnt der Absprung von der Bergkuppe ins kosmische Nichts:

Fall' ich? Steh' ich? Schweb' ich?
Ha, wie wankt es.
Furchtbar schwankt es?
Fall' ich? Steh' ich? Schweb' ich?
Mir unterm Fuße bricht's.
O weh, die Erde sinkt hinab -
mir unterm Fuß hinab - hinab,
Ich häng im ewigen Nichts!
Ha! er ist es! Er umschwebt mich!
Seine starke Rechte hebt mich.

Der Flug, als Fall begonnen, treibt das Ich durch das Weltall, als "Weltnichts" gesehen. Der Heilige Moment kommt, der nur in der Art einer

Proteuserbund mit Kirche und Pfarrhaus von Röttein.
Aquarellierte Federzeichnung (1812) von Christian
Meißel (†1776) mit eigenhändigem Namenszug Hebels.
Museum am Burghof, Lörrach.



negativen Theologie beschrieben werden kann, und löst im Ich eine neue Sehnsucht nach der Empfindung, dem Fühlen und Denken des Nichts aus. Ein Geistergesang stellt schließlich die unmögliche Verbindung von Nichts und seiendem Menschen her. "Wesen sind. Doch alle liegen in seinem Nichts...".

Der Belchen, der sich den Irdischen in seiner Spitze ins Nichts entrückt, ist der Altar des "nichtischen" Proteus, und er trägt auch den Feierhain in Form der Buchen "am Mattenrain".

Das ins Nichts fliegende Etwas Hebel, mikroskopisch klein angesichts des "Stäubchens Weltgebäu" und des "Staubpunktes Erde", fliegt schließlich wieder dem kalkigen Rücken des Berges zu, gleitet an den Plejaden und dem Mann im Mond vorüber:

Hoch wall' ich über des Belchen Haupt,
Fern schau ich die heilige Proteusstadt -

nämlich Lörrach - doch bevor der Weltraumflug beendet ist und das Landemanöver auf der Belchenkuppe eingeleitet werden kann, das Parmenideus-Hebel mit Zenoides-Hitzig wieder vereinen könnte, kommt ein Südwind auf und treibt Hebel, der sich mächtig dagegen anstemmt, zur Landung weiter nördlich - in Karlsruhe. (Darum kann er auch später an Hitzig schreiben, er könne einmal "aus den Wolken des Proteus heraus" unangemeldet vor ihm stehen (Brief 52, September 1800).

Zum letzten Bergerlebnis kann ich mich kürzer fassen, nicht nur, weil beim heutigen Anlaß Johann Peter Hebel größere Aufmerksamkeit verdient, sondern auch, weil ich die meisten der hier angeführten Texte aus Emil Götts Tagebuch im letzten Jahr in der "Badischen Heimat" veröffentlicht habe. Kurz anklingen sollen sie aber doch, denn sie fügen unserem Bild eine neue Komponente hinzu.

Der Roßkopf über Freiburg begeht seinen Eintritt

in die Literatur erst wenige Jahre vor der letzten Jahrhundertwende, als er schon einen Turm trägt, und sicher von vielen Freiburgern öfters besucht worden ist. Aber gerade der Turm hat wohl ausgelöst, was hier zu berichten ist. Im Jahre 1897 beschloß Emil Gött, der sich einige Jahre zuvor von den Tantiemen seines damals an großen Bühnen aufgeführten Erfolgsstückes "Verbotene Früchte" oberhalb von Zähringen ein kleines Gut gekauft hatte und dort als Dichter und Bauer leben wollte, den Sonnenaufgang auf dem Roßkopfturm zu begehen, zunächst täglich, dann jeweils am Sonntag.

Auch hier ist wie bei Hebel der Berg nur der Altar des Gottes, die Gedanken gelten in der Hauptsache der Sonne. Gött steigert sich in einen regelrechten Sonnenkult hinein.

"Mutter da droben, Lichtmutter, Lichtauge! Du wirst mich nicht verachten, weil ich so oft noch schwanke, taumle, und irre! Weil ich manchmal noch nach einem Glück dürste, das meine Vernunft in ihren reinen Augenblicken als für mich verboten erkennt. Du wirst mich nicht verachten, denn siehe, wie ich hier vor dir stehe, bin ich dein Kind, deine Pflanze mit Seele *und* Leib. Auch dieser Leib, von dem dieser Durst ausgeht, zu dem meine Seele den Kopf schüttert, ist dein Werk, und somit der Durst auch. Du wirst mich nicht verachten, weil ich den Weg noch suche, der zum Akkorde beider führt, und manchmal vielleicht gerade auf dem rechten in die größte Unruhe und Verwirrung gerate [...] Du wirst über den Blinden nicht spotten, Du Lichtauge Gottes, wenn du ihn so mühsam seinen Weg abtasten siehst [...]"

Gött erwartet sich von der Sonne "Sonnengedanken", d.h. die Aphorismen, die seine schwarzen Nachtgedanken ablösen könnten, "gute Führer für die künftigen Nächte"; der Sonnenaufgang versetzt ihn in "schöne Erregung", die dann "in eine wahrhafte

und süße Rührung" übergeht. Und ähnlich wie sich das Ich von Hebels "Ekstase" in das All-Nichts hineingeschleudert fühlt, denkt Gött die kosmischen Vorgänge schließlich auch in Umkehrung von der Sonne aus: "Wie stellt sich der Himmel von der Sonne aus betrachtet dar? Er stellt sich, für ein menschliches Auge und überhaupt ein von der Sonne erschaffenes, gar nicht dar !

In der ungeheuren Lichtflut, die auch keine Nacht kennt, verschwindet alles andre, was ich noch Licht nennen möchte, und auf unsrer dunklen Erde fröhlich so genannt wird. So sieht die Sonne weder ihre eignen Kinder, noch ihre Schwestersonnen, und das einzige Band, das sie fühlen lassen könnte, daß sie nicht allein ist, wäre der rätselhafte Gegendruck, den sie durch die andern, ihr völlig unsichtbaren Weltkörper erleidet."

"Da sie einen ewigen Tag hat, hat sie keine Nacht, und da sie die Nacht und das Dunkel nicht kennt, so hat sie - auch keinen Tag; wie es ja auch für den Blinden nicht Tag und Nacht gibt, so auch nicht für sie, die - Geblendete". (Tgb. 11. April 1897).

Von hier aus liegt der Gedanke an das analoge Menschliche nicht mehr weit ab, und Gött führt ihn auch aus. Die menschlichen Sonnen, die Dichter und Denker wie Nietzsche und er selber - sieht er "in einem ewigen rastlosen Kampf gegen das Dunkel unserer Sinne, gegen die Nacht des Wahnsinns, der uns bedroht (und den einen schon verschlungen hat)" Tgb. 13. April 1897. - Gemeint ist Nietzsche, der damals in geistiger Umnachtung noch lebte.

In dieser Sonnenverehrung kommt es auf die Übereinstimmung von Mikro- und Makrokosmos an, wie man früher gesagt hätte, in Götts kultischer Form auf den Blick, mit dem er unbewaffneten Auges in die Sonne sehen kann. Und erst aus diesem Erfordernis wird ganz deutlich, was ihm der Berg bedeutet.

Dem herzkranken Gött fiel es schwer, in aller Herrgottsfrühe den Roßkopf zu besteigen. War er auch zunächst so angeregt, daß er seine "kuriose Schwindsucht" überspielte, er fühlte doch die Stiche in der Brust. Allein, der Sonne ins Auge zu sehen, einen richtigen Sonnenaufgang zu erleben, machte die Roßkopfbesteigung notwendig, denn die Alternative, die Zähringer Burg, lag, wie er bald merkte, zu niedrig:

"Komme vom Turme; die Sonne habe ich nicht gesehen, der Wolken am Osthimmel wegen; habe aber dabei die Entdeckung gemacht, daß man wirkliche Sonnenaufgänge nur in weiten Landschaften und ganz ideal nur auf dem Meere oder von länderbeherrschenden Bergen haben kann. Die Sonne muß tief von einem äußeren Horizont heraufkommen. Von der Zähringer Burg aus gesehen, steht die Sonne bei ihrem Aufgang schon viel zu hoch über dem wahren Horizont des Ortes, der in der gleichen Ebene mit dem Beobachter liegt. Hier aber muß dieser über die Ausläufer des Kandel visieren, die 600 m höher, und nur etwa 12 Kilometer entfernt liegen. So geht also hier die Sonne nicht auf, sondern sie guckt nur eine gute Weile nach ihrem Aufgang über den Grenzwall herüber. Man kann ihr also nicht mehr selig ins Auge sehen, ohne zu zucken. Und das ist ja die Lust daran." (Tgb. 23. März 1897).

Der höchste Gipfel der Seeligkeit kann erst mit dem Tode erreicht werden. "Aber - auch schon in der Nähe des Gipfels ist es schon unbegreiflich, unaussprechlich schön, und selig genug. Ja *genug*, wenn nicht der Gipfel noch lockte und alles in einem Zug und Blick zu genießen verspräche. Und hierin steckt vielleicht unter dem göttlichen Zuge eine menschliche Torheit: warum denn alles auf einmal, und dann - nichts mehr? Ist es eigentlich nicht schöner, einen Berg spiralig zu erklimmen, alle die entzückenden Ausblicke, das Wachsen der Aussicht,

das Wechseln der Bilder und dazu die ununterbrochene Folge der nahen Reize, der Felsen, der Blumen, der Büsche und Bäume, der Wasseradern und -fälle und der Gruppierung aller dieser mitzugenießen? Daher: Ruhe Deiner Weisheit! Schweige die kindische Gier, mein Philosoph, und -überspringe und überfliege mir nichts [...]. Der Gipfel möge den Weg krönen, selbst die Abkürzungen sind - allzu menschlich! Hüte Dich vor ihnen! Du kommst eine viertel oder halbe Stunde früher oben an, aber vielleicht schwitzend und atemlos, und bist wer weiß an wie schönen Punkten *nicht* vorüber gekommen." (Tgb. 13. April 1897).

Wie bei Petrarca also, nur aus anderem Grund werden die Abkürzungen verworfen. Die Höhe des Berges bringt Gött der Sonne näher, und sie entfernt ihn von den Menschen.

"...bevor die Königin aufstand, klangen von der Stadt her ringsum die Pfeifen der Fabriken und weckten trübe Gedanken des Mitleids in mir, die aber die Sonne siegreich hinunterschreckte, nein auslöschte." (Das ist der erste Einbruch des Industriezeitalters in unsere bis dahin unberührte literarische Bergwelt. Die Realität sah freilich anders aus, denn das Klopfen der Bergknappen oder das Klappern der Webstühle dürfte vom Mittelalter an die Schwarzwaldtäler durchdröhnt haben.)

"Ich dachte zunächst an die Millionen, denen diese Signale in der weiten Welt gelten. Die in eben dieser Minute, in der ich still versunken und frohen Herzens und leichten Sinnes hier oben im Vogelgezwitscher, in würziger Luft und knospendem Buchengrün sitze, auf die Morgensonne wartend, [...] - die in eben dieser Minute den Nacken beugen, unter das Joch einer Arbeit und einer Not, die sie verzehrt, unwissend, schmutzig, verdorben und gemein [...]. Denn ich sah nicht nur die Millionen Sklaven, die sich nicht erheben *können*, sondern zugleich auch

hinter ihnen die Hunderttausende ihrer Herren, die keine Erhebung *kennen* - "Ich bin allein auf weiter Flur'..." (Tgb. 10. April 1897).

Gött sucht die Einsamkeit auf dem Berg, aber eigentlich hätte er doch gerne jemanden, der mit ihm zum Gipfel wanderte. Es ist sein dauerndes Problem. "Wen wirst Du finden, der selig mit dir bis oben steigt? [...] Dem der Atem in dieser hohen reinen scharfen Bergluft nicht vergeht?" (Tgb. 13. April 1897). Scharfe Bergluft weht natürlich nicht so sehr auf dem Roßkopfturm wie in den eisigen Höhen, in denen der einsame Geist oft umherschweifte.

Diese wenigen Beispiele aus drei Jahrhunderten sind statistisch nicht repräsentativ. Es ist aber trotzdem für die "Ästhetik der Bergliteratur" von Interesse, sich über Erlebnisinhalte und Erlebnisbedingungen unserer poetischen Gipfelstürmer wenigstens einige vorläufige Gedanken zu machen.

1. Petrarca und Grimmelshausen verbindet, daß bei ihnen der Berg als Versuchung erscheint, der sie vom Eigentlichen, dem Versenken in den Willen Gottes und der eigenen Glückseligkeit ablenkt. Die Versuchung wird überwunden durch die Entfernung vom Gebirge. Der teuflischen Taktik ("Er führte Jesus auf einen hohen Berg und zeigte ihm die Wunder der Welt...") kann der Mensch, den ungewohnte Sensationen in unvertrauter Umgebung bedrängen, so am sichersten entgehen. Nicht die Herrlichkeiten der Welt an sich sind die Versuchungen, sondern die Unfähigkeit der eigenen Seele, mit dem Außerordentlichen fertig zu werden.

2. Es ist auffallend, daß fast immer ein philosophisches Werk im geistigen Reisegepäck des Wanderers ist. Petrarca tritt in Augustins schwierige Erörterung über die Zeit ein, dabei macht es wenig aus, ob er nun die "Confessiones" wirklich bei sich trug oder nicht. Hebels Zuwendung zu Parmenides ist nicht

ganz so parodistisch gemeint, wie sie sich darstellt. Gerade weil bei ihm die Distanzierung erfolgt, muß man auf einen ernsthaften, vielleicht christlich überdeckten Pantheismus oder Polytheismus schließen. Und es ist ja bekannt, daß Hebel später geäußert hat, "nur die Gefangenschaft, oder Vormundschaft, in welcher uns der angetaufte und anerzogene und angepredigte Glauben behält", habe ihn bisher gehindert, "den seligen Göttern Kirchlein zu bauen" (Brief 252, 6. April 1809 an Hitzig). Gött kommt über die Analogie zwischen Himmelskörper und geistigen Sonnen zu Nietzsche, der ihm lange Zeit lust- und qualvoll empfundene Bürde bedeutete. Eine Erklärung für diese Sogkraft geistiger Kunstwelten liegt wohl im Erlebnis der körperlichen Herausforderung, der der plötzliche Eintritt in die unermeßliche Weite des Gipfelbereiches folgt. Spannung und Entspannung, Einatmen und Ausatmen gehen ebenso im seelischen Bereich vor sich.

3. Für Hebel und Gött konstantieren wir eine Umkehrung der Perspektive. Bei allen Unterschieden in Gattung und Weltsicht gelingt es beiden, das Stäubchen Erde von einem außerterrestrischen Standort her zu sehen. Der Berg wird dadurch zum Ausgangspunkt des geistigen Absprungs ins Unendliche. Auf dem Berggipfel vereinigt sich das irdisch Begrenzte mit der Unendlichkeit. Das ist das eigentliche belchische Gefühl, "belchisch" nicht im Sinne der Proteuser als "wesentlich", sondern im Sinne des eigentlichen vorher noch nie so erlebten Bergempfindens. Der Belchen ist für Hebel der Ort, wo das Seiende an das Nichts grenzt, auch wenn man das weder nach dem "Almanach des Proteus", noch nach der Logik sagen kann; denn zum fünften Satz in den "Grundstrichen des proteischen Lehrsystems" heißt es: "Das Gebiet des *Etwas* sei auch noch so ausgedehnt, so muß doch über dessen Grenzen hinaus *Nichts* sein. *Nichts* selbst kann aber keine Grenzen

haben, denn sonst müßte, wo diese aufhören, weder *Etwas* noch *Nichts* sein, welches absurd ist." Absurd ist zwar manches an diesem Gedicht, aber immerhin müßte das Nichts ja am Belchen aufhören. Der Belchen ist damit der Altar und für das poetische, proteische Ich die Rampe zum Abflug in den als Nichts erfahrenen Weltenraum.

4. Von literaturästhetischer Bedeutung ist der Ausdruck des Höhengefühls als eines Flugerlebnisses. Das schwindelnde Schweben des Proteusers Hebel zwischen Erhebung und Fallen wird bisher innerliterarisch als Parallele zu Goethes Ganymed-Hymne gesehen. Mir scheint es eher ein lyrisch verdichtetes, aber realistisches Nachempfinden eines Flugerlebnisses. Die nacherlebende Phantasie der Menschen wurde in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts stark durch das nur von wenigen Waghalsigen unmittelbar erlebte, vielen vorgeführte und von ihnen nachgefühlte Ballonfahrtabenteuer bestimmt. Weitblickende wie Lichtenberg und Goethe erkannten, daß 1783 mit dem Ballonaufstieg der Brüder Montgolfier eine neue Epoche angefangen hatte. Daß sie sich auch in einer Erweiterung der Wahrnehmung ästhetisch auswirken könnte, das konnte man erst im Nachhinein bemerken. Und doch stellte Lichtenberg bei der Erörterung des Nutzens "dieser Kugeln" (an letzter Stelle) auch die Frage, "ob nicht ein solcher Wagen [=Ballon] dem Dichter nützen könnte. Daß sich die Seele erhebt, wenn der Leib erhoben wird, ist demonstriert, so wie wenn der Leib stürzt, die Seele gemeiniglich auch nicht zurückbleibt. Prof. Charles hat vielleicht nie gedichtet, wer aber den Brief liest, worin er seine Empfindungen beschreibt, wird eine dichterische Erhebung der Seele darin nicht verkennen. Man bedenke auch nur das Atmen der Alpenluft, das Baden, Plätschern und Schwimmen im Lichtmeer und in Gesellschaft der Morgensterne, während die Hälfte der Welt unter einem noch im

Schlamm der Nacht ruht" (1784).

Vielleicht kannte Hebel die beiden Artikel Wielands im "Teutschen Merkur" über "Die Aeropetomanie" und die "Aeronauten oder Fortgesetzte Nachrichten von den Versuchen mit der Aerostatischen Kugel" von 1783 und 1784 oder die Artikel in der "Allgemeinen Deutschen Bibliothek" (1785/86). Für die geistige Beschäftigung mit dem Gefühl des Fliegens kommt eine Anregung durch die Pioniere der Luftballonfahrt in einer weniger "wissenschaftlich" vermittelten, ja unmittelbaren Form jedoch noch eher in Betracht.

1785 überquerte Jean Pierre (auch François) Blanchard den Ärmelkanal mit einer Charlière und trat dann auch in Deutschland (Frankfurt, Breslau, Wien) mehrfach als Ballonschausteller auf. Für die nötige Publizität sorgten außer den Ballonfahrern selbst die damaligen Medien.

1788 war Blanchard für längere Zeit in Basel, da er mit den dortigen Physikern zusammenarbeitete und öffentliche Versuche anstellte. Sollte das den Lörracher Präzeptoratsvikar nicht beschäftigt haben, wo doch die Basler Mittwochs-Zeitung am 7. Mai 1788 so eindrücklich über den Aufstieg berichtete? Vielleicht war er sogar dabei. (Da der Bericht nicht bekannt ist, wird er im Anhang abgedruckt.)

Hebel hat die Vorstellung des Ballonfluges am Belchen in einem Briefgedicht von 1804 an Hitzig (Brief 117), diesmal auch terminologisch wiederholt. Im Gesamtzusammenhang der Ereignisse ist es daher unwahrscheinlich, daß sich die Luftschiffvorstellung erst hinterher eingeschmuggelt haben könnte, etwa von einem Ballonaufstieg, den Hebel 1796 in Karlsruhe gesehen hat (Brief 27).

Wie? Sind wir auf dem Belchen gewesen,
und haben im großen Psalter gelesen.

...

und schlagen noch knechtig das Ruder und schwitzen

statt im aetherischen Luftball zu sitzen...

In der literarischen Reihe verhaftet bliebe Hebel allemal - durch die Parallelität; denn auch "unser seliger Jean Paul", wie er ihn nennt (Brief 560), hatte sich von der Eroberung der dritten Dimension zur Erfindung des Luftschiffers Gianozzo anregen lassen, dessen "Seebuch" als komischer Anhang zum "Titan" 1800/01 erschien. Beide Autoren übertrafen in ihren Vorstellungen die Möglichkeiten der Realität/ beim Flug und bei der imaginierten Leichtigkeit der Landung (vgl. Schluß von Brief 117).

Das Bergsteigen geht also imaginativ in die Luftschiffahrt über. Die Klippe des Proteus, der Berg Karmel des Ahasverus über dem Ozean des Nichts, so kann der Belchen wohl nur von dem empfunden werden, der ihn (vielleicht) nur eben zwei Mal bestiegen hat; der von sich sagt, er habe eine "Belchenwallfahrt" gemacht (Brief 83); dessen Höhererlebnis eben nicht durch alltägliche und leicht gewordene Besuche mit dem Auto, durch Bergseilbahnen oder zahlreiche Flugenerlebnisse abgestumpft ist. Das Gefühl der Höhenangst kann der Belchen am ehesten auslösen, weil es dort Stellen gibt, wo der Blick ins Tal den eigenen Standpunkt unsicher werden läßt. Hier läge die ästhetische Parallele.

Weiteres dürfte sich anbahnen: der damals visionäre Blick aus dem Kosmos heraus auf den "Staubpunkt Erde" wird in einer Literatur des nächsten Jahrhunderts auch einen anderen Stellenwert bekommen. Aus der phantastischen (ekstatischen) Literatur könnte er über die science fiction in eine "realistische" übergehen, dabei allerdings viel an Reiz verlieren.

Uns geht hier durch die Erweiterung der Realität eine Empfindungsform der Phantasie verloren, die Hebel vom Ekstase-Erlebnis an selbstverständlicher Besitz war. Wir haben daher allen Grund, sie dort aufzusuchen, wo sie uns wenigstens literarisch aufgehoben ist.

Freitags-



Beifung.

Den 7 May

Anno 1788.

Basel, den 6 May.
 Herr Blanchard, der sich den Winter hindurch hier aufgehalten, um neue Versuche über die Aerostatik anzustellen, und sich mit hiesigen Gelehrten in den physischen Wissenschaften des nähern zu unterreden, hat gestern den 5 May bey der schönsten Witterung und einer grossen Anzahl Zuschauer, insonderheit von angesehenen Fremden, seine dreystigste Ascension unternommen und vollbracht. Sie verdient zu denjenigen gezählt zu werden, bey welchen er am meisten den Elfer für seine Kunst, seine Unerstrockenheit und ein wahres Gefühl von Ehre an den Tag gelegt hat. Um 4 Uhr Baslerzeitgers sollte die Aufsteigung vor sich gehen; allein aus verschiedenen Ursachen konnte das Ballon nie genugsam angefüllt werden. Bey drey Stunden lang wurden verschiedia neue Materialien herbegeführt, und Herr Blanchard arbeitete bey der gröstn Hitze unermüdet immer fort. Da sagte er plözlich, auf Besorgniß die Postbauer in ihrer Erwar-

tung betrogen zu sehen, den verhafteten Entschluß, Schifflein, Flügel und Ballast wegzutun, um sich in einem bloßen Netz einzwickeln, und ohne Kleidung, der Luft zu überlassen. Sobald er sich zu erheben anfing, verbreitete sich unter die Zuschauer eine allgemeine Mischung von Bewunderung und von Schauern. Durcheinander wurden die Stimmen des Mitleidens und des Jauchens gehört. Nie verlor er indessen Herr Blanchard die Gegenwart des Geistes, denn er schwingt ohn Unterlaß eine mit dem Basel-Wappen bemahlte Fahne. Die Ascension war für das Auge so reizend wie möglich; indem sie weder zu langsam noch zu geschwind geschah. Nach Verlauf einer halben Stunde, sah man die Luftkugel sich nach und nach senken, bis sie sich zwischen Basel und einem nahe gelegenen Dorfe Alschweiler niederließ. Herr Blanchard der sich an einem Fusse etwas verletzt, wurde hierauf, in Begleitung vieler Gefährten und einer Menge Personen allerley Standes mit allgemeinem Beyfall in die Stadt begleitet.

Texte:

Francesco Petrarca. Le Familiari, hg. von Enrico Bianci. Torino 1977 (Brief IV/I).

Petrarca. Dichtungen. Briefe. Schriften. Auswahl und Einleitung von Hanns W. Eppelsheimer. Frankfurt 1980 (Insel-Taschenbuch 486)

H.J.Chr.von Grimmelshausen. Der abenteuerliche Simplicissimus. Abdruck der ältesten Originalausgabe 1669, Halle 1880. Buch 6. Kapitel 1. (Neudruck deutscher Litteraturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts.)

Johann Peter Hebel. Werke, hg. von Wilhelm Altweg. Bd.1., Freiburg 2. Aufl., o.J. Die übrigen belchistischen Texte im Nachlaß der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe K 1216, vgl. Ausstellungskatalog Johann Peter Hebel. Eine Wiederbegegnung zu seinem 225. Geburtstag, Karlsruhe 1985, A 28 bis A 33.

Zu Emil Gött: Volker Schupp, "Der Lichtträger ist blind". Emil Gött's Sonnenverehrung auf dem Roßkopfturm, in: Badische Heimat 1984, S.347-376. Einige Zitate mit der Bezeichnung "Tgb." nach dem Manuskript aus dem Nachlaß der Universitätsbibliothek Freiburg.

Zum Flug: Reisen im Luftmeer. Ein Lesebuch zur Geschichte der Ballonfahrt von 1783 (und früher) bis zur Gegenwart. Unter Mitarbeit von Ursula Tesch und Dieter H. Stündel hg. von Karl Riha, München/Wien 1983.